

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

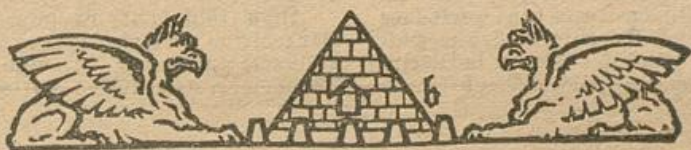
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

28.7.1929 (No. 30)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 30



28. Juli 1929

Wilhelm van Kempen / Christian Konrad Hengst ein Schüler Weinbrenners

Christian Konrad Hengst war Badner von Geburt, in Durlach erblickte er am 9. September 1796 das Licht der Welt. Nach den Schuljahren erlernte er bei seinem Vater das Zimmerhandwerk und studierte dann in München Baukunst. Hier wurde er mit dem Bildhauer Schwanthaler dem Älteren bekannt, mit dessen Sohn — dem später berühmten Plastiker — er eine Reise durch Italien unternahm. Wieder heimgekehrt, arbeitete er in Karlsruhe in Weinbrenners Büro und wurde auf dessen Empfehlung am 21. Juli 1823 durch Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen nach dort berufen, wo er als rechte Hand des leitenden Baurates Bandhauer bei allen von jenem errichteten Bauten tätig war.

Als Bandhauer sich an Weinbrenner mit der Bitte um Ueberweisung einer geeigneten jungen Kraft gewandt hatte, antwortete dieser ihm folgendes: „... In Hinsicht aber der an mich gemachten Forderung, Ihnen einen jungen talentvollen praktischen Mann aus meiner Schule für Ihren durchlauchtigsten Herzog in Diensten anzurufen, habe ich die Ehre, Ihnen zu erwidern, daß es der Zufall will, daß sich gerade ein solcher junger Mann, Herr Architect Hengst, von Durlach gebürtig, in meinem Bureau befindet, welcher, wie ich glaube, in jeder Hinsicht ganz für den Dienst Ihres durchlauchtigsten Herzogs, so wie Sie mir denselben beschrieben haben, paßt und wie ich hoffe, auch Ihnen persönlich gefallen wird... Herr Architect Hengst ist gegenwärtig etwas über 28 Jahre alt, hat nach seinen Schuljahren bei seinem Vater das Zimmerhandwerk erlernt und dann bei einem meiner Schüler die höhere Baukunst und die dahin einschlagenden mathematischen und übrigen hierzu gehörenden Wissenschaften zu studieren angefangen. Während vier Jahren habe ich denselben als einen jungen, thätigen, talentvollen, selbst auf meinem Bureau aufgenommen und ihm sehr oft die Execution bedeutender Gebäude anvertraut. Er ist deshalb im praktischen und theoretischen Theil der Baukunst ziemlich bewandert und hat auch selbst nach seinen Plänen schon verschiedene Bauwesen ausgeführt, so daß man ihm also die Ausführung eines jeden Gebäudes und selbst auch die Entwerfung der Baupläne, Fertigung der Ueberschläge mit dem Wasser- und Straßenbau ohne alle Anstände übertragen kann. Hinsichtlich seines Charakters verdient er ebenfalls Lob, und bei dem, daß er ein schöner, wohlgebildeter junger Mann ist, genießt er auch die beste Gesundheit...“ Und das offizielle Zeugnis spricht dasselbe aus: „Dem Herrn Architecten Conrad Hengst von Durlach gebe ich hiermit das Zeugnis, daß er während den letzten vier Jahren bei mir sein architectonisches Studium mit besonderem Fleiß und Talent fortgesetzt, und dabei auch die ihm übertragenen Arbeiten Ausführung verschiedener Baulichkeiten mit vieler Pünktlichkeit und praktischen Kenntnissen besorgt habe.“

Karlsruhe, den 1. July 1831.

Fr. Weinbrenner, Geh. O. Baudirector“).

In Anhalt-Köthen, und zumal in der Residenzstadt Köthen selbst, war damals eine Blüte baukünstlerischen Schaffens angebrochen. Der sehr souveränstolze Herzog Ferdinand ließ verschiedene große Bauten errichten, so eine bedeutende Erweiterung des Schlosses und des Schloßbezirkes und nicht zuletzt die große katholische Kirche — der Herzog war zum Katholizismus über-

getreten. So kam Hengst nicht allein in ein reges Bauleben hinein, als er Karlsruhe mit Köthen vertauschte, sondern er traf auch den Karlsruher Geist an. Denn Weinbrennerscher Klassizismus wurde hier gepflegt. Bandhauer, der Leiter des anhalt-köthenschen Bauwesens, war von Moller in Darmstadt unterrichtet worden und war somit ein Enkelschüler des großen Karlsruher Baumeisters. Daher ist es wohl auch zu erklären, daß Bandhauer sich gerade an Weinbrenner um einen geeigneten jungen Architekten wandte.

Unter dem 24. August 1824 wurde Hengst als Baukondukteur fest angestellt, da er nach Versicherung des Baurates Bandhauer sein Probejahr gut bestanden und seine Dienstgeschäfte zur Zufriedenheit der Behörden verrichtet hatte. Am 31. Dezember 1829 zum Baumeister ernannt, rückte er nach der Entsetzung Bandhauers von seinem Amte in dessen Stelle als oberster Leiter des Bauwesens des Ländchens ein. In dieser Eigenschaft hat er eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entwickelt, da auch unter dem Nachfolger Herzog Ferdinands, dessen Bruder Heinrich (seit 1830), regiert wurde. Auch nach dem Aussterben des Köthener Herzogshauses und dem Anfall des Landes an Anhalt-Desau (1847) blieb Hengst in seiner Stellung, konnte sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum begehen und trat dann am 1. April 1877 in den Ruhestand. Eben ein Vierteljahr später, am 8. Juli 1877, starb er in Köthen. Sein Grab ist nicht bekannt, da es nach seinem Wunsche stein- und inschriftlos ist.

Hengst ist in der lokalen Zeitgeschichte Köthens eine vielumstrittene und vielbekämpfte Persönlichkeit gewesen. Denn mit seinem Vorgesetzten Bandhauer hat er nur ganz kurze Zeit harmonisch zusammengearbeitet, sehr bald kam eine Differenz nach der andern, die zwischen den beiden Männern Erbitterung und Feindschaft säen sollte. Zum hell lobenden Haß steigerte sie sich, nachdem Bandhauer 1830 infolge des großen Einsturzunglücks beim Bau der katholischen Kirche in Köthen zwangspensioniert worden und Hengst an seinen Posten gestellt war. Von beiden Seiten, allerdings zumeist von Bandhauer begonnen, wurden heftigste Verleumdungen in der Oeffentlichkeit und der auswärtigen Presse gegeneinander ausgetauscht. Doch war der offene Kampf der beiden hitzigen Männer schon vorher entbrannt, als sie noch im gemeinsamen Arbeitsverhältnis standen. So mußte bereits 1828 der Herzog einmal beide Teile ernstlich verwarren: „Es hat sich vielmehr hinsüro der v. Hengst sich eines bescheidenen und gehorsamen Benehmens gegen seinen Vorgesetzten den v. Bandhauer zu befleißigen, wogegen letzterer sich bemühen wird, einen mildern und gemäßigtern Ton gegen seine Untergebenen anzunehmen“). So hat das Bild und Ansehen Hengstens stark geschwankt. Auch in den Wirren des Jahres 1848, die in Anhalt gerade in Köthen sich am stärksten auswirkten, ist er lebhaft angefeindet worden. Man warf ihm — wie fast sämtlichen leitenden Beamten des Ländchens — ziemlich unverblümt Bereicherung am Staatsgut vor. Davon zeugt ein Vers aus der „Lichtputz“, einer revolutionären

1) Anhaltisches Staatsarchiv Zerbst: Abt. Köthen a 9 b Nr. 33 a 1.

2) Ebenda.

3) Anhaltisches Staatsarchiv Zerbst: Abt. Köthen a 9 b Nr. 33 a.

Zeitschrift von 1848: „Der Affe, der Fuchs, der Hengst und der Bär, die kosten unserm Herzog mehr als 's ganze Köthensche Militär“, ebenso wie ein damals viel verbreiteter Pfeifenkopf, auf dem dargestellt war, wie dem Herzog seine Oberbeamten, deren Namen zum Teil die Tiersymbolik bedingten, die Kleidungsstücke fortnehmen: ein Bär den Mantel, ein Hengst den Stock, ein Affe den Hut. Wir wollen zu diesen Dingen kleinstaatlich-kleinresidenzlicher Intrigue und Revolutionserbitterung nicht weiter Stellung nehmen. Jedenfalls zeigt dies alles, daß das Leben Hengstens in Köthen wahrlich nicht immer geruhsam verlaufen ist.

Hengst entstammte künstlerisch der Schule Weinbrenners, wie wir gesehen haben. Infolgedessen war er tatsächlich der geeignete Mann, um neben — und später nach — Bandhauer die in Köthen begonnene klassizistische Tradition weiter zu pflegen, die direkt auf Weinbrenners Schultern stand. Nicht zuletzt mag der Grund der bitteren Feindschaft zwischen den beiden Rivalen Bandhauer und Hengst wohl darin zu suchen sein, daß bei den großen Bauten Bandhauer die Vorhand hatte und Hengst nur die Ausführung zugewiesen war. Er hat Bandhauers größtes und bedeutendstes Werk, die katholische Kirche in Köthen, vollendet, aber auch hier lediglich auf Grund der Bandhauerschen Pläne und Gedanken.

Wo Hengst selbständig geschaffen hat, da ist sofort der unbedingte Einfluß seines Karlsruher Meisters erkennbar. So bei dem Magdeburger Tor in Köthen (1831 errichtet, 1890 törichterweise abgerissen), das ohne den Vorgang des — leider ja auch bereits wieder verschwundenen — Etklinger Tores in Karlsruhe undenkbar ist, wenn auch bei der Köthener Toranlage alles wesentlich verkleinert und vereinfacht war. Auch die Kirche in Klein-Bücknitz bei Köthen erweist sich deutlich als Filiale Weinbrenner-

scher Dorfkirchen im Badner Lande, wie auch das Köthener Lyzeum (1838/39) unzweideutig auf Karlsruher Bauten der Zeit zurückgeht.

Konrad Hengst hat auch der damals sich mächtig regenden Neugotik sich nicht ganz verschließen können — für einen Weinbrennerschüler auf den ersten Blick vielleicht verwunderlich. Dann aber müssen wir daran denken, daß ja auch der Meister selbst „gotisch“ gebaut hatte. Die Erneuerungen der Nienburger Schloßkirche (1840/53) wie der Köthener Jakobskirche (1866/69) und das 1874 bereits wieder verschwundene Bärtor in Köthen beweisen die neugotischen Tendenzen bei Hengst.

Dieser Architekt ist ein sehr tüchtiger Baubeamter gewesen, dessen Bedeutung nach der künstlerischen Seite eben in seiner Eigenschaft als Mittelsmann zwischen Karlsruhe und Köthen gelegen ist. Künstler im strengen Sinne ist er nicht gewesen. Er hat mit dem Material, das ihm Weinbrenner geschenkt hatte, gearbeitet, fleißig und brav, doch ohne Neues und Eigenes daraus zu entwickeln. Wer seine späteren Bauten sieht, etwa die Kirchen zu Edderitz (1851/52) und Drofa (1854) bei Köthen, wird erkennen, wie leer im Formalen erstarrt hier Architektur geworden ist. Von noch so geringer künstlerischer Intuition keine Spur, Formel ist das Ganze geworden. Reibrettarbeit. Indessen, seien wir gerecht: dieser Vorwurf trifft nicht Konrad Hengst allein! Um die Mitte des Jahrhunderts hatte der Klassizismus seine beherrschende Rolle ausgespielt. Die großen Meister waren dahingegangen — Weinbrenner starb 1826, Schinkel 1841 —, die Epigonen waren am Werk! —

Immerhin bleibt es interessant, daß fern von dem badischen Bauzentrum Weinbrenners Bandhauer, der Entelschüler des Meisters, und Hengst, der unmittelbar von jenem angeleitet und Empfohlene, nach Köthen Karlsruher Klassizismus getragen haben.

Albert Srauer / Der geschichtliche Jesus

In zwei umfangreichen Bänden*) der in Winters Verlag in Heidelberg erscheinenden religionswissenschaftlichen Bibliothek gibt Rob. Eisler die Ergebnisse seiner an den sogenannten slavischen Josephus anknüpfenden Forschungen. Den Zielpunkt seiner langjährigen Arbeit umschreibt er selber in der Vorrede (S. 15) folgendermaßen: „Die Aufgabe dieses Buches ist vor allem die Widerlegung der grundsätzlichen Behauptung, es gebe auch heute noch keine wesentlichen außerschriftlichen Zeugnisse über Jesus und sein welterschütterndes Werk.“

Bei der Vielfältigkeit der durch diese Abicht berührten Probleme empfiehlt es sich für die auf kleinen Raum zusammengedrängte Uebersicht über eine auf mehr als 1300 Seiten ausgebreitete Fülle, die Hauptpunkte auf eine Weise auseinanderzuhalten, die nicht ganz der Eislerschen Einteilung des Stoffes entspricht: wer in wenigen Wochen ein weites Gebiet durchreist, wird weder das Tempo noch die Reiseroute des Forschers einhalten können, der in jahrelangem Aufenthalt die gleiche Landschaft nach allen Richtungen und Ertragsmöglichkeiten gründlich abgesehen hat.

Das eigentliche Problem

Die große Streitfrage, die diesen gewaltigen Aufwand an Arbeitskraft herausforderte und rechtfertigt, ist die Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu. Mehr als anderthalb Jahrhunderte haben diese unbekrittelt als eine Tatsache hingenommen. Das Dogma vom Mensch gewordenen Sohn Gottes verlangte es so. Erst ziemlich spät setzte eine Kritik ein, die heute neben den an der Christusgestalt zweifellos nachweisbaren spekulativen Zügen so gut wie gar keine Spur eines geschichtlichen Kernes mehr sieht und gelten lassen will. Gestützt wird diese Auffassung durch die wissenschaftlich allgemein anerkannte Tatsache, daß die Evangelien keinen Anspruch darauf erheben können, als historische Quellen zu gelten, und dadurch, daß die gesamte Profanliteratur der Antike an unanfechtbaren Beweisstellen für einen historischen Jesus so gut wie nichts beibrachte, besonders wenn man, wie es heute vielfach geschieht, die nicht ohne Grund heikumstrittene Stelle des Tacitus (annales 15, 44) fallen läßt als spätere Einschlebung. (Eisler selbst tut das nicht; aber sie spielt bei ihm eine so nebenfällige Rolle, daß auch hier ihre bloße Erwähnung genügen mag.) Was sonst an profanen antiken Zeugnissen der Wissenschaft bis in den Anfang unseres Jahrhunderts vorlag, war mit so scharfen Gründen als Fälschung, d. h. spätere Einschlebung in den Text, verdächtigt, daß eine wirklich anerkannte geschichtliche Darstellung sich darauf nicht aufbauen ließ.

Die schwächste Stelle der Position der sog. Jesusleugner ist und bleibt die absolute Unmöglichkeit, die Nichtexistenz eines historischen Jesus zu beweisen. Es konnte höchstens behauptet werden, ihre historische Existenz lasse sich nicht wissenschaftlich einwandfrei beweisen; wobei aber ihren Verteidigern immer die Hoffnung blieb, ein zweifellos zuverlässiges Beweisstück für die Richtigkeit ihrer Meinung durch irgend eine philologische oder archäologische Entdeckung noch beigebracht zu sehen; während es

doch, nachdem nirgends in der antiken Literatur auch nur die Andeutung einer Bezweifelung der Existenz Jesu nachweisbar ist, geradezu absurd wäre zu erwarten, es werde sich jemals etwa ein Dokument aus der Zeit des Kaisers Tiberius finden, in dem auf Grund ständesamtlicher Erhebungen aus Nazareth offiziell festgestellt und beglaubigt wird, daß ein Jesus ben Joseph „hervor aus unbekannt“ sei.

Uebrigens spricht aus der Haltung der Jesusleugner unverkennbar eine Neigung zur Ueberschätzung der Spekulation, wie sie mit der Wirklichkeit nicht in Einklang zu bringen ist. Der Mensch als Totalität ist das primum agens, die eigentlich treibende Kraft historischer Entwicklung. Ihn zurücksetzen zu Gunsten irgend einer spekulativen Aflitterung bedeutet in der Betrachtung eine Einseitigkeit, die ein unbedingt schiefes Bild ergibt, in der Praxis aber eine Vergewaltigung, die nicht ohne schwere Schädigung seines moralischen Wesens abläuft. (Es ist durchaus kein Zufall, daß es jedesmal in Zeiten der Vorherrschaft rational-doktrinärer Motive ganz besonders stark „menschlich“) Eine so große Rolle ohne Zweifel bei der Formung des Christusbildes unserer Kirchen Spekulationen jeder Art auch gespielt haben, — die Wahrscheinlichkeit, daß ihr ein historischer Kern zu Grunde liegt, bleibt trotzdem bestehen, und der zähe Glaube daran hat sich mit gutem Grund allem kritischen Ansturm gewachsen gezeigt: es brauchte sich nur eine einzige Stelle im profanen antiken Schrifttum zu finden, die von einem geschichtlichen Jesus — seiner Predigt, seinen Heilungen, seinem Einzug in Jerusalem, seiner Kreuzigung — berichtete, und dieser Glaube war gerechtfertigt.

Diese Stelle nun — darauf ist Eislers Arbeit aufgebaut — liegt vor, enthalten im sog. slavischen Josephus, genauer bezeichnet: einer altrussischen Uebersetzung der Bücher „Von der Eroberung Jerusalems“, wovon 16 Handschriften vorliegen, zu denen noch eine serbische und Bruchstücke einer rumänischen, aus dem Polnischen übertragenen Ausgabe kommen. Bevor wir uns ihnen zuwenden, ist einiges zu sagen über ihren Verfasser: Flavius Josephus.

Joseph bar Mathia Rahane.

Geboren im Jahre 37 zu Jerusalem — nach seiner eigenen Angabe: als Sohn einer sehr vornehmen hochpriesterlichen Familie — schlug sich der frühreife, ungemein ehrgeizige Jüngling, nach mancherlei Wandlungen, die ihn auch für einige Zeit in das Lager der jüdischen Zeloten, der Barjonim (= Aufständischen, Geächteten) geführt hatten, rechtzeitig auf die Seite der Römer. Dank angeborener Spürnasigkeit und einigen andern, einem glückhaften Fortkommen in der Welt erfahrungsgemäß äußerst zuträglichen Charakterfehlern gelang es ihm, die Gunst der Poppäin Sabina, der Geliebten Neros, zu gewinnen. Im Jahre 66 nach Jerusalem zurückgekehrt, wird er von den Hochpriestern, die gemeinsam mit den Römern den auch sie gefährdenden ewigen Aufbruch im eigenen Volk bekämpfen, nach Galiläa geschickt als Begleiter einer Gesandtschaft, der er aber sofort unbedenklich in den Rücken fällt, sowie er merkt, wie weit in der Landschaft die Vorbereitungen zum Aufstand bereits gediehen sind. Er weiß sich durch Schreiben und Bittgängen in der revolutionären Bewegung Geltung zu verschaffen, hebt, organisiert, intrigiert, füllt sich denbeutel, alles nach sattem bekanntem unsterblichem Schema. Wo

*) Rob. Eisler: Jesus basileus ou basileusas (= Jesus der König, der nicht geherrscht hat). 1928/29.

es Ernst wird, reißt er — eckste Stappenseele — natürlich aus. Bei alledem bleibt er in Fühlung mit den Römern, und indem er schließlich eine Handvoll gleich ihm in einer Zisterne des erstürmten Jotapata versteckten Kameraden beim Vosen um die Reihenfolge des Freitodes durch einen Zahlenkniff geschickt befragt, wechselt er wieder offen auf die römische Seite hinüber. Durch schamlosen Mißbrauch der ihm zugetrauten Prophetengabe erwirbt er sich ein Verdienst um die sehr einflussreichen Kreise, die den Feldherrn Flavius Vespasianus zur Annahme der Caesarenwürde zu bewegen strebten: er deutet einfach auf ihn die uralte heilige Weissagung seines Volkes (Genes. 49, 10): „nicht wird das Szepter von Juda weichen, bis der kommt, dem es bestimmt ist und auf den die Völker harren.“ Bei der Belagerung von Jerusalem als Dolmetsch verwendet, gewinnt er vielseitigen Einblick in die Ereignisse und — wie eminent modern mutet der ganze Kerl an! — sofort schlägt er daraus einen in der Weltgeschichte heute noch nicht übertrumpften journalistischen Riesenerfolg: er faßt den Plan, eine „Geschichte des jüdischen Krieges“ zu schreiben, und er versteht es, Titus und Vespasian von der hochpolitischen Bedeutsamkeit einer solchen Tendenzschrift zu überzeugen, die er zunächst, des erwünschten Eindruckes auf die reichen Juden der Diaspora wegen, in aramäischer Sprache erscheinen läßt, um sie später durch Sklaven gebildeter Herkunft ins Griechische übertragen zu lassen, das er selber nur mangelhaft beherrscht. Er ist somit das erste große Vorbild literarischen Unternehmertums, das durch methodische Verwertung von (damals wie heute skrupellos ausgebeuteten) Schreibsklaven zu Macht u. Reichtum zu gelangen versteht. Daß sich der Verfasser dieses nachmals sogar zeitweise zu kanonischer Geltung erhobenen „jüdischen Krieges“ als Klient der Flavier nun Flavius Josephus nennt; daß er aus dem kaiserlichen Neptilienfonds eine stattliche Rente bezieht, neben den nicht geringen Einkünften aus seiner literarischen „Arbeit“; daß er sich enteignete Ländereien seiner von ihm verratenen Volksgenossen steuerfrei schenken läßt, — dies wie so vieles andere, dessen Erwähnung hier zu weit führen würde, paßt vorzüglich in das Bild eines mehr amüsanten als erfreulichen Charakters, der im Lauf der Jahrhunderte bekanntlich eine überaus zahlreiche Nachfolge gefunden hat.

Eben dieser Flavius Josephus nun enthält in den uns überkommenen Handschriften eine Stelle, die für mehr als zwölf Jahrhunderte christlicher Theologie ein wertvollster Besitz war, weil sie die einzige außerchristliche Bestätigung der Erzählung der Evangelien gab. Sie findet sich in den als Vorgeschichte des jüdischen Krieges gedachten, später herausgegebenen „Jüdischen Antiquitäten“, und kam als „das Zeugnis der Flavius Josephus zu Beltruhm.“

Das Testimonium Flavianum

Die Stelle (antiquitates 18, 3, 3) lautet übersetzt: „Es erzieht aber um diese Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Mann nennen darf. Er war nämlich ein Wirker wunderbarer Taten, ein Lehrer der Menschen, die mit Freude das Wahre aufnahmen. Und er gefellte sich viele Juden und viele aus dem Griechenvolk. Dieses war der Christus. Und nachdem ihn auf eine Anzeige der Ersten bei uns Pilatus zum Kreuze verurteilt hatte, hörten die, die ihn vorher geliebt hatten, (damit) nicht auf. Er erschien ihnen nämlich (schon) den dritten Tag habend, wieder lebend, so wie die göttlichen Propheten dies und 1000 andere Wunder von ihm geweißt hatten. Und bis auf den heutigen Tag hat das nach ihm genannte Geschlecht der Christen nicht aufgehört.“

Es liegt auf der Hand, wie ungeheuer wertvoll diese Sätze den Christen sein mußten. Umso verwunderlicher freilich erscheint es, daß sie aus der Feder eines dem Christentum ausgesprochen feindselig gegenüberstehenden Juden stammen sollen, und obendrein eines ganz im römischen Lager stehenden Juden, dessen großer Lebenserfolg auf der völlig bewußt propagierten Lüge beruhte, der Flavier Vespasian sei der verheißene Welt Herrscher und Messias, der Gesalbte (Christos). So hoch daher das Zeugnis des

bis ins 17. Jahrhundert geradezu für göttlich inspiriert erklärten Josephus auf der einen Seite galt, die anderen stritten ihm bald jede Glaubwürdigkeit ab und erklärten schließlich — ein sehr probates und gern gehandhabtes Mittel philologischer Strategie — die ganze Stelle für eine dreiste christliche Einschlebung späterer Zeit. Auf die äußerst ausgiebige Kontroverse, die sich daran knüpft, kann hier unmöglich eingegangen werden. Sie trägt mit so vielen andern philologischen Kontroversen den Stempel totaler Unfruchtbarkeit, weil ergiebiger erweisen sich andere Spuren. Origines las (um 250) aus dem Wortlaut, der ihm an dieser Stelle vorlag, klar heraus, Josephus habe nicht im christlichen Sinne an Jesus geglaubt (als an den Christos nämlich); und damit stimmt sehr gut überein die von der christlichen Zensur offenbar übersehene Wendung (antiquitates 20,9) von dem „genannten“ Christus. Eusebius kannte (um 320) bereits verschiedene Lesarten der Stelle; doch erwähnt auch er zwei durchaus nicht christusfreundlichen. Das alles weist deutlich auf einen Text hin, der von Jesus (Jesus tis); die andere: „er verführte“ statt „er gefellte sich (apegageto statt epegageto). Und noch Hieronymus las (um 400) in seinem Josephus: „dieser wurde der Christus genannt“, nicht: dieser war der Christus. Das alles weist deutlich auf einen Text hin, der von Jesus in einer Weise berichtet, die zu der in den Evangelien niedergelegten Auffassung der Gläubigen in schärfstem Gegensatz stand. Neußerungen in diesem Sinne waren jedenfalls bei dem Römling Josephus viel wahrscheinlicher, als was wir heute bei ihm lesen. Willig zu verschweigen, was er von Jesus wußte, hatte er nicht die geringste Veranlassung. Hat er doch auch über andere, dem Auftreten Jesu sehr ähnliche revolutionäre Ereignisse ohne Bedenken berichtet. In Wirklichkeit mußten ihm ja Tatsachen dieser Art höchst willkommen sein; in ihrer Erfolglosigkeit bildeten alle diese Unternehmungen die denkbar wirksamste Unterstützung der Tendenz aller seiner Bücher: die Juden in der Diaspora, und den gesamten Orient überhaupt zu warnen vor Empörungen gegen die unbedingt überlegene Macht Roms. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, galten ihm die unaufhörlichen größeren und kleineren Aufstände seiner fanatischen Landsleute als ganz unsinnige Unternehmungen, deren Träger er durchweg, dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend, höchst verächtlich als außerhalb des Gesetzes stehende „Räuberhauptleute“ darstellte. Geseht nun, auch Jesus spiele bei ihm eine ähnliche Rolle, mußte das für die Christen nicht unerträglich sein und „Korrekturen“ der anstößigen Stellen geradezu unvermeidlich machen? Daß diese aber erst um die Zeit des Eusebius (um 320) durchdrangen, erklärt sich aus der politischen Situation: erst um diese Zeit floß der Kirche, durch den Uebertritt Konstantins, eine Machtfülle zu, die ihr gestattete, alles ihr Mißliebige — Menschen, Einrichtungen und Bücher — mit unerbittlicher Härte zu verfolgen und zu vernichten. Auf dem Besitz von Büchern, die Verbotenes enthielten, stand die Todesstrafe; das erzwang eine gründliche Reinigung der Texte, die vorausgegangenen Generationen noch in ganz anderem Wortlaut vorgelegen hatten.

Es ergibt sich demnach, daß das Testimonium Flavianum weder in ursprünglicher Gestalt überliefert noch eine spätere Einschlebung ist, sondern die gereinigte, gekürzte, korrigierte Form des Originalberichtes, der bei dieser Gelegenheit allerdings eine sehr gründliche Aenderung seiner Färbung erfuhr. Seine Wiederherstellung ergibt nach Eiskler (Band 1, S. 19–88) Sätze, aus denen Origines in der Tat nichts anderes herauslesen konnte als eine grundsätzliche Skepsis des Josephus der Erscheinung Jesu gegenüber.

Weit stärkere Beweiskraft natürlich als eine philologische Rekonstruktion besäße ein Handschriftenfund, der die ursprüngliche Darstellung des Josephus enthielte. Darüber ist man in allen Lagern längst einer Meinung. Recht schwer verständlich erscheint es daher, daß die im Jahre 1906 von Alexander Berendts herausgegebene deutsche Uebersetzung entscheidender Stellen einer alt-russischen Handschrift Jahrzehnte hindurch so gut wie keine Beachtung gefunden hat, obgleich hier eben die so heiß gesuchte Quelle aufgesprungen war: es handelt sich um den sogen. flavischen Josephus. (Schluß folgt.)

W. G. Desterling / Altes Kunstgut in Baden

Wer unsere Sammlungen durchschreitet, in Karlsruhe, Mannheim, Freiburg, und die Ortsmuseen in den kleineren Plätzen, findet auf allen Gebieten Gegenstände werkkünstlerischer Erzeugung von bodenständiger Herkunft. Sie sind nicht nur wegen ihres volkstümlichen und historischen Wertes beachtlich, sondern vielmehr noch wegen ihrer künstlerischen Vollendung. Truhen, Schränke, Gitter, Eisenklöpper, Kannen, Krüge, Stickerien, Flechtwerk und vielerlei anderes zeugen für den Kunstsinne der Vorfahren, der alle Gegenstände des täglichen Lebens durchdrang. Eine Scheidung in hohe Kunst und Kunsthandwerk ist angesichts der Vollkommenheit einzelner Stücke eine willkürliche Konstruktion. Die Tradition überlieferte Formen und Techniken von Geschlecht zu Geschlecht, das sie den Wandlungen des Zeitgeschmacks, der Ent-

wicklung der Stile anpaßte. Die Einheitlichkeit der Kunstübung in früheren Jahrhunderten verbürgte für alle Erzeugnisse künstlerischer Tätigkeit die gleiche innere Anschauung und Hingabe. Der Mönch, der jetzt ein Buch mit Miniaturen schmückte, bestieg vielleicht bald darauf das Gerüst, um die Wände der Kirche mit Fresken zu bemalen, bei denen Haltung, Figur, Gewandung und Umwelt im großen wie im kleinen dieselbe Formensprache redeten. Oder er half bei der Herstellung eines silbernen Reliquienkreuzes, eines Vortragskreuzes, eines Neßgewandes.

Die Klosterliche Kunsttätigkeit auf der Reichenau übernahm in ihren Formenschatz Anregungen altrömischer Kunst und Handwerkserei und verband sie mit alemannischem Volksgeschmack in der Behandlung eines stilisierten Tier- und Pflanzen-Ornaments, wie

wir es auf altgermanischen Fibeln, Gürtelschnallen, Schildbuckeln usw. finden. Einheimische und fremde Kunst verschmolz in der karolingischen Renaissance.

Zu hoher Blüte gediehen auf heimischem Boden die einzelnen Zweige kunsthandwerklicher Betätigung. Wenn wir z. B. einen alten Codex in die Hand nehmen, entzückt uns die Qualität des Pergaments, der zweckmäßig, vollendet saubere und geschmackvoller verzierte Einband, die Gliederung der Schrift, die kostbare Miniatur-Malerei und das kunstvolle Beschlüge des Deckels, die zusammen eine Einheit bilden. Auch als das gedruckte Buch an die Stelle der Handschrift trat, als der Holzschnitt den gemalten Buchschmuck ablöste, blieb die Tradition zunächst dem Vorbild treu. Und so geschah es auch auf allen anderen Gebieten. Die Architektur war die oberste Herrin in der bildenden Kunst und bestimmte die Einzelheiten nicht nur am Bauwerk, sondern auch in der Ausstattung und im zahlreichen Gerät. Die Formen des Bauwesens färbten z. B. ab auf die Gestaltung der Reliquiare, wofür Reichenau, Säckingen usw. Beispiele liefern; oder auf die edle Gestaltung der Monstranzen, wie die formvollendeten Gebilde einer reifen Silberschmiedekunst in Tiefenbrunn, Billingen, Ueberlingen, Wallbühl usw. beweisen. Die Sprache des gotischen Stils wirkte z. T. noch weiter, als schon Barock und Rokoko die konstruktive Gestaltung auflösten, wie die Monstranzen in Engen und Landa darlun. Von gottesdienstlichen Geräten seien ferner die Kelche erwähnt, wie der romanisch gestaltete, sogen. Fürstenbergische Kelch aus dem 13. Jahrhundert in Billingen; oder die Vortragskreuze wie das emallgeschmückte in Billingen, das besonders wertvolle alte silbergetriebene von St. Trudpert und das aus der Spätrenaissance auf der Reichenau; oder das kupferne Weibenschaf aus dem 12. Jahrhundert in Gündelwangen bei Waldshut; sie alle standen in lebhafter Wechselwirkung mit der Kunstübung ihrer Umwelt.

Auch als der Zeitgeschmack sich wandelte, als nach der Gotik die Renaissance, das Barock und Rokoko die Stilformen bedingte und mit diesem Wandel nach dem Alemannenland nun auch die Franken stärker in den Vordergrund traten — es sei an Tilman Riemenschneider und Balthasar Neumann erinnert — blieb der Zusammenhang der Künste untereinander innig gewahrt. Ein Renaissance-Büfett oder Schrein war nicht anders gegliedert als eine Hausfassade; man sehe sich etwa nur den Birkenholzschrein mit Einlege-Arbeit in Zwillingenberg von 1592 an. Und die liebenswürdigen, anmutigen, spielerischen Formen des Rokoko schlangen so heiter in den Stuckarbeiten der Vorarlberger Meister wie der des Frankenlandes, wovon man sich droben in Salem wie drunten in Wallbühl überzeugen mag. Nicht anders ging es mit dem geschulten Chorgestühl, wo Salem mit Bronnbach in Wettstreit tritt, oder den geschmiedeten Eisengittern im Konstanzer Münster, im Meersburger Schloß usw.

Neben der Kultur der Kirchen, Klöster, Burgen und Schlösser kam die des Bürgerturns in den Städten in die Höhe. Hier hob sich die bodenständige volksmäßige Handwerkstätigkeit in natürlichem Schmuckbedürfnis zu künstlerischer Vollkommenheit. Die Eisengitter gehören schon dazu, dann die kupfernen Wasserpeter, in Gestalt von Drachensköpfen, wie sie z. B. das Billinger Rathaus

besitzt; ferner das Getäfel der Stuben und als besonders bodenwichtig die Kachelöfen, wie das rauhe und winterlange Klima sie bedingte.

Die Töpferei ist die vollstündlichste der Handwerkskünste, denn ohne Geschirr geht es in keinem noch so schlichten Haushalt, und das Schmuckbedürfnis kann sich hier ohne viel Umstände Genüge tun. In der Herstellung von bemalten und plastisch verzierten Ofenkacheln und in deren Zusammenbau zu wahrhaften Prunkstücken erklimmte man einen Gipfel kunstgewerblicher Vollkommenheit. Es genügt, den Namen Hans Kraut aus Billingen zu nennen, von dessen Ofen auch einer im Kensington Museum zu London steht. Daneben sei auf den weißen Renaissance-Kachelöfen mit den blauen Kaiserbildern von Gurtweil, Amt Waldshut, hingewiesen. Und wer kennt nicht da und dort im Lande weitere schöne Stücke, die auf die neuere und neueste Erzeugung in Majolika- und Tonwerken beispielgebend fortwirken. Vielleicht ist auf keinem Gebiet die Verschmelzung der beiden Linien, der einen, die von der hohen Kunst herkommt, mit der andern, die aus volkstümlichem Handwerk aufsteigt, so augenfällig und in gewissem Sinn auch vorbildlich wie auf dem der Keramik. Die Motive der Mosbacher Fayencen z. B., aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, fügen sich gut in das reich verzweigte Bild, das bis in die neuesten Leistungen von Läger und andern sich verästelt.

Eine industrielle Entwicklung nahm das Schmuckgewerbe in Pforzheim. Wenn es mit der Herstellung von Massenartikeln auch die kunstmäßig zu wertende Bahn verließ, so kehrt es in einzelnen Stücken doch immer wieder zum hohen Stand der edlen echten Goldschmiedekunst zurück.

Auch was sonst als bodenständige Volkskunst geübt wurde und wird, z. B. das Strohschlechten, Holzschnitzen, Hinterglas- und Ahrenschilder-Malen ragt gelegentlich in einzelnen Werken oder Persönlichkeit zur reinen Höhe der Kunst hinauf, und mancher Künstler hat von da aus seine erfolgreiche Laufbahn angetreten.

Faßt man die einzelnen Zeiten und Werke zusammen, so befestigt sich die Ueberzeugung, daß in den Landessteilen, die heute den badischen Staat bilden, in den alemannischen wie in den fränkischen, von altersher und jederzeit der Kunst Sinn und die Handfertigkeit seiner Bewohner auch auf den Gebieten, die man heute dem Kunstgewerbe zuweist, schöne und kostbare Gebilde hervor gebracht haben. Dahinter stand eine Gesinnung, die den Begriff Kunst noch als einen einheitlichen Wert betrachtete und nur den mit dem Meistertitel ehrte, der dessen wahrhaft würdig war. Der Zusammenhang zwischen alltäglichem Leben und künstlerischer Veredelung war nicht zerrissen, wenn auch die feierlichen Gegenstände des Kultus in erster Linie dieser Veredelung teilhaftig wurden. Aber gerade sie gehörten ja nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit, die also gewissermaßen sich selbst und ihre hochgemuteten Stunden darin künstlerisch adelte.

Und so mag aus diesen Vorbildern, ob sie nun museal beherbergt werden oder, was besser ist, noch in lebendigem Besitz sind, ein befruchtender Strom von Anregungen ausgehen, der unser Heute mit der Vergangenheit ohne historische Spielerei verbindet.

Hermann Burte / Lösung des Rätsels

Gegen die Sphinx und ihr Fragen,
Wenn sie lauert am Berg
Weiser, ohne zu zagen,
Wirke dein Tagewerk!
Dichter, singe du Lieder,
Bildner, meißle den Stein,
Kämpfer, übe die Glieder,
Goldschmied füge den Schrein!

Nicht um Rätsel zu lösen
Haben wir uns gestellt,
Sondern vom Fluch des Bösen
Zu befreien die Welt.
Schaffen wir, bilden und steigern
Unsere Macht im Muß,
Wird uns der Gott nicht weigern
Seinen segnenden Kuß!

Bauer, ziehe die Furchel
Ritter und Forscher, Mut!
Tötet die riesigen Rurche
Und die Kleinen im Blut!
Priester hütet als Wächter
Ewiger Flammen Schein,
Dann wird die Sphinx ein Gelächter
Spielender Kinder sein!